

Gino und die Rose

Autor(en): **Disenberg, J. J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **15 (1939)**

Heft 26

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-753550>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gino und die Rose

VON JOH. JAK. DISENBERG

Ein «Leben Ginos» würde sich weder in den vergleichenden Lebensbeschreibungen Plutarchs sehr ansehnlich ausnehmen, noch in den berühmten zweizwanzig Lebensläufen, die Marcel Schwob für die Nachwelt aufschrieb. Es ist mit dem Leben Ginos nicht viel anzufangen, und ihm selber muß wohl eine ähnliche Erkenntnis gekommen sein, als er es an einem zarten Märzabend einfach beendet.

Man hat sich unter Gino, wozu ja sein Name allenfalls Veranlassung geben könnte, nicht etwa einen der großen Söldnerführer, wie Tizian und Tintoretto sie malten, oder einen mächtigen und prunkliebenden Kardinal vorzustellen, sondern einen durch nichts sich auszeichnenden, kaum mittelgroßen Niemand, auf dessen spitzen und stets etwas unglücklich zugestutztem Kopfe für gewöhnlich ein graubraunes Mützchen mit zuversichtlich zum Himmel weisender Blende saß, dessen bleiches, doch keineswegs mageres Gesicht zwei hilflose Verirrte-Reh-Augen verklärten und dessen aufgeworfenen, die Laute wie ein Sieb zurückhaltenden und alles, was er sprach, heillos verwirrenden Mund ein ernstes, schwarzes Bärtchen krönte.

Er verbrachte die Jahre, Wochen, Stunden seines Lebens in einem gassen- und winkelreichen Ort am Fuße der Alpen, wo der Süden wie in einer großen, leidenschaftlichen Welle gegen die Tannen- und Felsenschlüfte des melancholischen Nordens brandet; an einem dunkel opalisierenden See, den das Silber der Oliven umbuscht. Ein Mensch, das ist hier nicht viel. Der Anblick der Felsenwände, des Steinschlags, der gigantischen Moränen lehrt seine Nichtigkeit.

An solchem Ort übte Gino redlich und treu das Gewerbe des Barbiers, und da das allein in einer Gegend, wo man sich nur Sonnabends rasieren läßt, die Zeit nicht ausfüllen würde, lieb er, wie üblich, auch das Handwerk des Schneiders. Beides nicht auf eigene Faust und zu eigenem Nutzen, sondern als Gehilfe, im Geschäft seines Bruders, eines breitschulterigen, engstirnigen, nicht selten brutalen Menschen, von einer Art Männerschönheit, wie sie Turnern auf Photographien aus den Neunzigerjahren eignet. Gino wurde bei ihm nicht fett.

Neben seinem Beruf frönte er einigen unbedeutenden, nicht einmal sehr glücklichen Neigungen, die gleichwohl sein eintöniges und im Grunde einsames Leben verschönten.

Den Abend, der den kleinen Ort mit dem Hafen und den großen, schwankenden Meist darin, mit den hohen, windschiefen Häusern, den erleuchteten Cafés und der baufälligen alten Kapelle das unwirkliche und erregende Ansehen einer Operndekoration gab —, den Abend liebte Gino in der Bar zuzubringen, wo er sich den bescheidenen Luxus einer Tasse Kaffee und das zweifelhafte Vergnügen einer Partie Karten gestattete, immer mit demselben verschlagenen und betrügerischen Partner. Unglücklich und verstört, Tränen in den Verirrte-Reh-Augen, wankte er stets nach Hause. «Nimm doch Revanche!» rieten Mitleidige, die ihn so sahen. «Das war ja die Revanche!» antwortete Gino stets ratlos, traurig und bleich.

Eine andere, kaum glücklichere Neigung hegte er für die Errungenschaften der Technik, die er mit der ganzen Inbrunst dessen bewunderte, der bestimmt nicht dergleichen erfunden hätte, und seine besondere Liebe galt den Vehikeln mit Explosionsmotoren. Kein Automobil hielt in dem kleinen Ort, das er nicht von vorn, hinten und allen Seiten besehen hätte. Kein Motorboot lief die rosa Mole an, das nicht von Gino begutachtet worden wäre. Mit der Zeit geriet er sogar in den Ruf, etwas davon zu verstehen, und ähnlich, wie einst Könige in letzter Stunde, wenn alle Minister versagten, den Narren zu Rate zogen, zogen die zwei oder drei Motorbootbesitzer seines Heimatortes zuweilen ihn zu Rate. Er entwickelte dann, durch ihr Vertrauen geschmeichelt, einen fieberhaften Eifer und erreichte, wo Mechaniker und solche, die sich dafür hielten, nichts erreicht hatten, mitunter wirklich etwas, meist allerdings etwas Unerwartetes oder wenig Erwünschtes.

Ungleich harmonischer gestalteten sich seine Bemühungen zu der Corriera. Die Corriera ist in diesen Alpenländern, was in alten Zeiten an allen Orten die Postkutsche war, das einzige Verbindungsmittel mit der Stadt, dem Leben, der Welt. Ihre Ankunft am Abend ist das wichtigste Ereignis des Tages, ein kleines Volksfest. Ihre Abfahrt am frühen Morgen gleicht dem Aufbruch einer Karawane. Es sind schöne, starke und robuste Wagen, die auf den schmal den Felsen abgezungenen Bergstraßen dahinrollen, hinaus in das sanfte Hügel-

und Weingartenland, in die weite Ebene der Lombardei. Ihre Karosserien blitzen. Ihre Motoren singen.

Der Corriera galt Ginos große Passion. Durch Treue und Anhänglichkeit und allerlei Handreichungen, die er den Chauffeuren leistete, hatte er es dahin gebracht, allabendlich mit zur Garage fahren zu dürfen, wo er, sobald man ankam, absprang, die große, zweiflügelige Tür öffnete und mit Zurufen hilfsbereit die durch die Enge des Weges erschwerte Einfahrt leitete. Seinem abendlichen Amt entsprechend lag es ihm am Morgen ob, nach der Ausfahrt die Tür zu schließen, mit seinen allzu großen, allzu langen und schwer dirigierbaren Füßen hinter dem inzwischen anfahrenen Autobus herzulaufen und im Fahren mit graziösem Schwung aufzuspringen. Während aus den verschlafenen Gassen die Fahrgäste zum Halteplatz kamen und der Chauffeur in der noch halbgeschlossenen Bar gelassen den Morgenkaffee nahm, bewachte er treulich das geliebte Gefährt, untersuchte und beklopfte es und drückte schließlich kurz vor der Abfahrt dreimal am metallenen Ring des Klaxons nieder, dessen gelles Signal weithin die zauberische Stille zerriß. Damit erreichte seine morgendliche Tätigkeit den Höhepunkt. Ein Lächeln, gemischt aus Glück und Verzicht, um den aufgeworfenen, alles heillos verwirrenden Mund blickte er dann der Corriera nach, die, ein wenig Staub und übernächtiges Papier aufwirbelnd, davonfuhr in die Stadt, in die Welt, in den Tag...

Das Leben Ginos scheiterte an einer Rose. Eines Morgens im Winter — er hatte sich in aller Frühe erhoben, angekleidet in seiner schmalen, kalten Kammer, und war wie gewöhnlich zur Garage getrottelt; die Sterne schienen hell, die Berge lagen noch in Nacht, und vom See herauf, der sich wie eine Lache schwarzer chinesischer Tusche in die Ebene ergoß, kam ein frischer, wacher, nach Wasser und nahem Tag duftender Wind — eines Morgens war eine Rose an die Tür der Garage gesteckt, eine zarte, halb erstarrte, mattgelb mit einem Hauch von Rosa.

Gino erbleichte. Mit Diebesaugen blickte er um sich, ob ihn jemand sah. Dann nahm er die Rose und barg sie im Innern seines Jacketts. Klopfenden Herzens stand er im elektrischen Licht der Garage, eine halberstarrte Rose in der Rocktasche... Wer sandte ihm diesen Gruß? — Alles tat er wie sonst, schloß hinter dem ausfahrenden Autobus die Tür, sprang auf, ab, bewachte das Gefährt; aber alles geschah wie im Traum, theaterhaft, fern und kühl.

Ueber Mittag in seiner Kammer holte er die Rose hervor, streichelte sie scheu und schüttelte den schweren, ratlosen Kopf. Am Abend nahm er sie in sich, wie die Burschen es mit den Blumen ihrer Mädchen öffentlich tun, zwischen die Lippen. Er hatte noch nie eine Blume zwischen den Lippen gehabt. So saß er die halbe Nacht.

Anderen Tags fand er abermals eine Rose, einige Tage später eine dritte. Noch wagte er sich nichts einzugestehen. Er hatte nie geliebt, nie gewagt, zu lieben, nie bedacht, daß er geliebt werden könnte. Als aber eines Tages statt einer Rose ein Brief an der Tür steckte, ward es ihm zur Gewißheit. «Geliebter!» begann dieser Brief, den er zitternd, zu Mittag erst, in seiner Kammer las, und enthielt nichts als Liebesworte, sehnsuchtsvolle, verzehrende, wie Gino sie aus den Novellen der illustrierten Blätter kannte, die im Geschäft seines Bruders auslagen. Die Unterschrift fehlte. Die Schreiberin und Spenderin der Rosen blieb geheimnisvoll im Dunkeln. Wer war es? Wer hegte Neigung, Liebe, Leidenschaft zu ihm, der bisher ungeliebt und von niemandem begehrt, geliebt hatte, der weder über ein gutes Einkommen, noch über ein angenehmes Aeußeres verfügte, der nichts war, nichts hatte, nichts produzieren würde, das irgend zu Achtung und Bewunderung gereichte...?

Gino beobachtete schüchtern alle Mädchen und Frauen und erschrak, so oft eine jemandem zulächelte, der neben oder hinter ihm ging.

Gino fühlte sich beobachtet und trug sich jetzt elegant. Seine Füße staken in hellen, milden Segeltuchschuhen, die eigentlich für den Sommer bestimmt waren, die anzuziehen er aber jetzt schon für gut befunden hatte. Sein Haupt zierte eine kühne, an die ledernen Mützen der Corriera-Chauffeure erinnernde Mütze aus Wachstuch. Er änderte seine Lebensweise, lächelte, wenn er sich auf der Straße zeigte, strahlte, wenn er in der Bar saß. Er spielte nicht mehr, um nicht den jämmerlichen Anblick des Besiegten zu bieten. Er war nervös und lebte in einer Welt der Illusion. Geliebtein bedeutete: eine Frau besitzen, Kinder, ein Zuhause, es zu etwas bringen, wissen, warum man arbeitet, wofür man lebt. Er würde Geld

vom Bruder leihen und ein eigenes Geschäft eröffnen, des Bruders Haus zur Hälfte mieten, zumindest zu einem Viertel. Oder vielleicht war sie, die ihn erwähnt hatte, vermögend, eine Erbin, die selber ein Haus besaß und Land, Zitronenterrassen, ertragreiche Olivengärten. Dann könnte man im Gegenteil dem Bruder helfen, ihm Geld zur Anschaffung der Kalt- und Warmwasserreinigung leihen, zu bescheidenem Zinssatz... Die Welt durchaus war lieblich anzuschauen: er sah sie zum erstenmal durchs Augenglas der Liebe.

Wie aber, wenn die Geheimnisvolle sich nicht zu erkennen gab, sie wissen lassen, daß man sie wiederliebte, ersuchte, in ihr den Sinn des Lebens sah? — Acht bange Tage vergingen ohne ein Zeichen. Keine Blume, kein Brief... Da kam Gino der Einfall, nun seinerseits einen Brief an die Tür der Garage zu heften. Wenn die Geliebte kam, eine neue Rose, einen anderen Brief brachte, mußte sie die Antwort finden.

«Geliebte!» schrieb Gino in seiner kalten Kammer und schilderte, was er vom ersten Tag an empfunden und gedacht, gezwweifelt und gehofft hatte, und schloß: «Nenne mir deinen Namen, einzig Geliebte, gib dich zu erkennen, daß ich dich nenne und lieben kann bis an mein Ende...»

Abends, als alle gegangen waren, und er wie immer die große zweiflügelige Tür verschlossen hatte, befestigte er den Brief sorgfältig mit einer Reißzwecke an der gewohnten Stelle. Um Mitternacht geisterte er einsam in die Garage. Der Brief war noch da. Die wenigen Stunden, die bis zum Öffnen verblieben, versuchte er zu schlafen. Vergabens. Die Wände seiner Kammer belebten sich, ein magisches Kino, mit den Bildern seiner Phantasie.

Weit vor der Zeit kam er zur Garage. Der Brief steckte unverändert an der Tür.

Noch zwei-, dreimal wagte er den Versuch. Stets mit dem gleichen unbefriedigenden Ergebnis.

Dieser Weg führte zu nichts. Er sann auf andere. Aber ehe ihm noch etwas Besseres eingefallen war, fand er abermals eine Rose an der Tür. Diesmal eine tief dunkelrote. Er riß sie an sich und bedeckte sie stürmisch und weinend vor Glück mit Küssen. Er hielt sie zwischen den Lippen. Er steckte sie ins Knopfloch. Er spiegelte sich mit ihr in den blanken Scheiben der Corriera, setzte sich mit ihr stolz und überfällig an den Volant und atmete ihren Duft und lachte und träumte... Bis der Chauffeur kam. Klein und eilig sprang er, als er ihn kommen hörte, vom Führersitz. Blaß und verzagt barg er die Rose in der Rocktasche.

Der Chauffeur war in der Tür stehengeblieben. «Sag mal, Gino...» (Er sah sich, wie suchend, ein wenig um.) «Hast du hier manchmal eine Rose gefunden?» Gino erstarrte bis ins Mark.

«Ich...? Nein...», log er schreckenbleich.

Eine Welt brach zusammen, die schöne, beschwingte Welt seiner Illusion.

Dem Chauffeur also, dem Stolzen, Gelassenen, Kühnen, hatten die Rosen gegolten. Nicht ihm. Dem Chauffeur, dessen Hände nicht die lächerlichen Utensilien seines Handwerks hielten, nicht Schere, Nadel, Rasiermesser, Bügelleisen, sondern Schalthebel und Volant, galten die Worte voll Sehnsucht und Liebesglut. Wie richtig, wie selbstverständlich das war! Wer hätte ihn lieben sollen, den Niemand, den Unansehnlichen, den jüngeren Bruder... Und doch konnte er nicht fassen, daß Brief und Rosen ihm nicht galten, daß er nicht geliebt war, daß alles beim alten blieb und er wieder hoffnungslos, ziellos hügelnd und barbieren und abends einsam und ungeliebt in seine Kammer verkriechen sollte...

Das Leben ging weiter. Der Motor sprang an. Gino tat alles wie immer, fuhr mit bis zum Halteplatz, wartete, drückte den Metallring des Klaxons. Aber der Hafen, die Barken, die Häuser: alles kreiste vor seinen Augen. Er schlich ins Geschäft, flikte, rasierte. Aber er sah weder Nadel noch Zwirn, weder die spröden, risigen Wangen, die er einseifte, noch die harten, störrischen Haarschöpfe, die er schor.

Am Abend war er nicht wie sonst an der Corriera. Niemand vermählte ihn, außer der Chauffeur, der sich an ihn gewöhnt hatte. Er wartete eine Weile. Dann fuhr er allein zur Garage.

Auch am anderen Morgen blieb Gino aus. Fischer fanden später die Wachstumsmütze, die er in den Tagen seines Glücks getragen hatte. Sie trieb draußen auf dem See, mit der Blende nach oben, im Innern ganz trocken, als wäre sie Kindern beim Bootspielen davongeschwommen.